

■ DOROTHEE WIERLING

Eine Familienkorrespondenz im Krieg. Julie Vogelstein, Lily, Heinrich und Otto Braun 1914–1918

Feldpost, Kriegskorrespondenz: den Krieg beschreiben

Zwischen dem Beginn des Ersten Weltkriegs und seinem Ende schrieben sich Lily Braun, ihr Mann Heinrich Braun, der gemeinsame Sohn Otto Braun und die enge Freundin der Familie, Julie Vogelstein, circa 2000 Briefe. Alle diese Briefe handelten in irgendeiner Weise vom Krieg, an dem der Sohn als Fahnenjunker bzw. als junger Leutnant teilnahm; für den seine Mutter, Lily Braun, sich mit Vorträgen und Publikationen engagierte, und auf dessen Grundlage der Vater, Heinrich Braun, die politische Zukunft Deutschlands entwarf. Julie Vogelstein wiederum diente allen Dreien im Krieg durch ihre hingebende Freundschaft und Liebe.

Der größte Teil dieser Briefe gehört zum Genre der »Feldpost«. In deren Mittelpunkt stand der Sohn Otto, der den Krieg als Freiwilliger bis Ende 1916 an der Ostfront, 1917 in Berlin und 1918 an der Westfront verbrachte. Feldpostbriefe sind heute eine anerkannte Quelle für den Kriegsalltag, die Kriegserfahrung und vor allem die sinnhafte Deutung des Krieges.¹ Die meisten überlieferten Briefe stammen von Soldaten und Offizieren, also von der Front. Nur in wenigen Fällen ist auch die, meist von Ehefrauen stammende, Gegenkorrespondenz erhalten.² Deshalb kann die Interpretation der Feldpostbriefe sich überwiegend nur auf die Kriegserlebnisse und -deutungen aus der Perspektive der Soldaten beziehen, so dass die Frage, wie diese Deutungen eigentlich zustande gekommen sind, nur sehr unvollständig beantwortet werden kann. Meist wird vermutet, dass und wie sie sich im gemeinsamen Erleben an der Front und im Gespräch der Soldaten untereinander herstellen, allenfalls noch durch die tägliche Propaganda angeleitet wird.³ Wenn man aber die Feldpostbriefe

43

1 Klaus Latzel, Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung. Theoretische und methodische Überlegungen zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen 56 (1997), S. 1–30. Ders., Kriegsbriefe und Kriegserfahrung: Wie können Feldpostbriefe zur erfahrungsgeschichtlichen Quelle werden?, in: WerkstattGeschichte 22 (1999), S. 7–23.

2 Eine solche Ausnahme bildet die von Christa Hämmerle unter Gesichtspunkten der Geschlechtergeschichte des Ersten Weltkriegs analysierte Korrespondenz eines jungen Liebes- und späteren Ehepaares aus Österreich: Christa Hämmerle, »...wirf ihnen alles hin und schau, daß du fortkommst.« Die Feldpost eines Paares in der Geschlechter(un)ordnung des Ersten Weltkrieges, in: Historische Anthropologie 6 (1998) 3, S. 431–458; vergleiche auch Benjamin Ziemann, Geschlechterbeziehungen in deutschen Feldpostbriefen des Ersten Weltkrieges, in: Christa Hämmerle/Edith Saurer (Hg.), Briefkulturen und ihr Geschlecht. Zur Geschichte der privaten Korrespondenz vom 16. Jahrhundert bis heute, L'Homme Schriften Bd. 7, Wien u. a. 2003, S. 261–282.

3 Dabei spielten veröffentlichte Feldpostbriefe eine zentrale Rolle für die Herstellung von Sinn- und Formgebung des Kriegserlebnisses, für seine Ästhetisierung. Manfred Hettling/Michael Jeismann, Der Weltkrieg als Epos. Philipp Witkops »Kriegsbriefe gefallener Studenten«, in: Gerd

auch als Antworten auf Briefe aus der »Heimat«, also als Teil einer Kriegskorrespondenz im Sinne eines in verschiedene Richtungen gehenden Austausches lesen kann, lässt sich die Sinnbildung des Krieges als eine, durch die Kommunikation innerhalb von Familien und Freundeskreisen hergestellte, gemeinsame Anstrengung verstehen.

Eine solche Familienkorrespondenz liegt in diesem Fall vor. Die Briefe gingen nicht nur zwischen dem Sohn und den Eltern hin und her, sondern der Sohn schrieb den Eltern auch einzeln, so wie diese ihm unabhängig voneinander schrieben. Auch die Freundin Julie Vogelstein erhielt Briefe von Otto und antwortete ihm darauf. Vor allem aber schrieben sich die in Kleinmachnow lebenden Familienmitglieder (Julie Vogelstein war 1914 in das Braun'sche Haus eingezogen) auch untereinander, wenn sie verreisten oder Zeit im Berliner Zentrum verbrachten. Insgesamt liegen also zwölf einander überkreuzende bzw. miteinander verknüpfte Briefreihen von vier Korrespondent/innen an die je drei anderen vor.

Der Begriff der »Kriegskorrespondenz« ist aber insofern auch irreführend, als der Krieg zwar den übermächtigen Hintergrund für die in diesem Zeitraum geschriebenen Briefe der Familienmitglieder bildet, aber diese Briefe selbst sind zunächst nur ein – durch einen bestimmten Zeitraum definiertes – Segment einer schon länger existierenden Familienkorrespondenz, die mit dem Krieg lediglich eine Intensivierung und Dramatisierung erfährt. Themen, die der Krieg zwar berührt, die aber nicht von ihm herrühren, wie: Geldsorgen, Eifersucht, Überarbeitung, Krankheit, Konsum, Politik, Feindschaften und Bildung, bleiben relevant wie zuvor und, für die Überlebenden – über den Krieg hinaus. Die im Krieg geschriebenen, den Krieg beschreibenden Briefe erlauben so auch Rückschlüsse auf die durch ihn veränderte Bedeutung dieser Grundthemen, die Auswirkungen des Krieges auf die Schreibenden und Lesenden, auf die Einzelnen ebenso wie ihre Beziehungen. Und sie erlauben Rückschlüsse darauf, wie die Sinnggebung des Krieges nicht nur zwischen den Korrespondenten ausgehandelt und in ihr Leben und Handeln integriert wird, sondern auch, wie die Kriegserfahrung von den persönlichen Beziehungen, den Gefühlen füreinander, den wechselseitigen Erwartungen und Ansprüchen an einander bestimmt ist.

Das Material

Die aus der Zeit des Ersten Weltkriegs überlieferte Korrespondenz besteht überwiegend aus Briefen, hinzu kommen Telegramme, Ansichtskarten, Postkarten sowie schriftliche Nachrichten, die für den jeweiligen Adressaten hinterlegt wurden. Einige dieser Briefe, insbesondere die von Otto im Schützengraben mit Bleistift gekritzelt, sind kaum leserlich; einige wenige Briefe fehlen. Gelegentlich nimmt die schriftliche Korrespondenz Bezug auf Telefonate oder persönliche Gespräche. Lücken in der Korrespondenz entstehen immer zwischen denen, die eine gewisse Zeit am selben Ort zusammen waren – allerdings sind die räumlichen Trennungen auch zwischen den daheim Gebliebenen häufig, da Lily Braun längere Vortrags- und Erholungsreisen unternimmt, Heinrich Braun sich zu längeren Sanatoriumsaufenthalten von Berlin fort begibt, und Julie Vogelstein immer wieder nach München zu ihrer Familie fährt. Otto ist, außer im Jahre 1917 und zu kurzen Urlauben während des Krieges, nicht in Berlin. Da es im Untersuchungszeitraum kaum vorkommt, dass alle vier Korrespondenten länger gemeinsam am selben Ort verweilen, bietet die Korrespondenz fast für den gesamten Zeitraum Material, welches einen Einblick in die Erfahrungswelt

der Schreiber/innen und die Beziehungen zwischen den Korrespondent/innen während des Krieges erlaubt.

Dass die gesamte, so umfangreiche Familienkorrespondenz vollständig überliefert ist, verdanken wir verschiedenen Umständen. Zunächst haben alle Vier sehr viel geschrieben, und im Krieg um so mehr, als ihnen die »Größe der Zeit«, wie es zeitgenössisch immer hieß, zutiefst bewusst war. Während der häufigen und langen Trennungen schrieb man sich in der Regel mindestens einmal täglich. In Berlin wurde die Post mehrmals am Tage ausgeliefert – das galt auch noch im Krieg, zumindest als Anspruch und Erwartung. Die bei allen Vieren vorhandene Überzeugung von der eigenen, zumindest zukünftigen Prominenz und Bedeutung, und auch von der entsprechenden Bedeutung der Briefadressaten, sowie der Einzigartigkeit ihrer Beziehung führte nicht nur zur sorgfältigen Formulierung der eigenen Briefe, sondern auch dazu, dass sie geordnet aufbewahrt und schließlich vor der Vernichtung gerettet wurden. Diese endgültige Rettung verdanken wir Julie Vogelstein, die alle anderen überlebte und ihre Briefe, zusammen mit denen ihrer Herkunftsfamilie, 1935 bei ihrer Flucht aus Deutschland mit nach New York nahm, wo sie heute den größten Familiennachlass im Archiv des Leo-Baeck-Instituts darstellen.⁴

Das Beziehungsnetz aus den so entstandenen zwölf Fäden zu flechten ist nicht ganz einfach. Die Briefe verzögern, stauen, überschlagen und überschneiden sich, und da die Korrespondenten unter Umständen am Tage mehrere Briefe an unterschiedliche Adressaten schreiben, und auch nicht immer klar ist, wann genau sie die Briefe empfangen haben, auf welche sie im Schreiben reagieren, bleibt ein Rest Unsicherheit über den tatsächlichen Gang der Kommunikation bestehen.

Der Kontext

Die vorliegende Familienkorrespondenz lässt sich wegen ihrer zeitlichen und emotionalen Dichte sehr gut in einen größeren Kontext einordnen, der die Interpretation dieser Quelle erleichtert. Dabei handelt es sich zunächst um die Kriegseignisse selbst, sowohl an der Front, als auch in Berlin und an den verschiedenen Stationen der Reisen, welche die Vier unternehmen. Es gehört aber auch zum Stil der Schreibenden, ihre aktuelle Schreibsituation selbst zum Thema zu machen, sei es Graben oder Etappe, das Berliner Zuhause, Restaurants und Klubs, Züge und Bahnhöfe.

Insbesondere die Briefe Ottos lassen sich nach Front und Etappe nicht nur äußerlich leicht unterscheiden. Beim schnellen Vormarsch oder im Graben benutzt er einen lakonischen, militärisch-professionellen Stil, in der Etappe erlauben die äußeren Umstände und die Langeweile ausführliche und pathetische Erörterungen, auch als Antwort auf die Briefe und Pakete, die er bei seiner Ankunft vorfindet. Da neben Ottos Briefen auch seine Tagebücher erhalten sind, existiert eine Parallelquelle, die erlaubt, das zunächst von ihm für sich selbst Aufgeschriebene mit den Briefen zu vergleichen. Einerseits lassen sich hier Vorformulierungen späterer Briefe finden, oder auch Zusammenfassungen schon versandter Briefe. Schließlich enthalten die Tagebücher auch Beschreibungen und Deutungen, die in den Briefen ausgelassen oder anders dargestellt werden. Allerdings wäre es verfehlt, den Tagebüchern deshalb einen höheren Grad an »Authentizität« zuzuschreiben. Auch sie hatten

4 Julie Braun-Vogelstein Collection, Archiv des Leo Baeck Institute, New York. Die hier verwendeten Briefe befinden sich in Series I (Heinrich and Lily Braun), Box 4 und 5, sowie Series II (Otto Braun), Box 7, 8 und 9.

die Eltern als Adressaten, denn die vollgeschriebenen Hefte wurden nach Hause geschickt, um dort archiviert, aber auch gelesen zu werden. Die Eltern konnten so Mitwisser der Selbstgespräche des Sohnes werden.⁵ Insofern ist das Erkenntnispotential dieses Vergleichs begrenzt; schließlich konzentriert sich auch das Tagebuchschreiben auf die Ruhephasen in der Etappe, so dass diese Texte eher als Erprobungen für die Briefe denn als ganz andere Texte gelesen werden können.

Zusätzlich existieren die von Lily Braun während des Krieges veröffentlichten Texte, insbesondere ihr Roman »Der Lebenssucher« und ihre Broschüre: *Die Frauen und der Krieg*, die beide im ersten Kriegsjahr erschienen.⁶ Das Manuskript eines Briefromans, den sie nicht mehr vollenden konnte, wurde nach ihrem Tod – zusammen mit ihren Tagebüchern – vernichtet. Diese Veröffentlichungen stellen die Außenseite dessen dar, was Lily Braun in Bezug auf sich selbst und im Hinblick auf das, was der Krieg ihr bedeutete, gestaltete. Ihre Briefe geben nicht nur Auskunft darüber, wie diese Texte entstanden, sondern enthalten auch jene Aspekte, die in diesem veröffentlichten Bild nicht vorkamen: ihre Ängste, ihre materiellen Interessen, ihre inneren und äußeren Konflikte.

Der Inhalt der Briefe, die darin enthaltenen Beschreibungen von Ereignissen und Eindrücken können selbstverständlich nicht verwechselt werden mit dem unmittelbaren Erleben des in der Korrespondenz Beschriebenen durch ihre Verfasser. Die im Brief getroffene Auswahl aus den Erlebnissen stellt eine auf bestimmte Adressaten bezogene Kommunikation dar, sie diente auch dazu, das eigene Ich-Ideal und dessen Anerkennung durch die Leser zu bestätigen bzw. zu verstärken oder zu verändern, die eigene Position und die Zuschreibungen anderer Positionen im Beziehungsgeflecht durch den Briefwechsel zu gestalten.⁷ Nicht nur die Deutung des Krieges, sondern auch die der Beziehung zwischen den Korrespondenten und die Überlagerung von Beidem spielen bei der Formulierung der Briefe also mit – und damit geht es um weit mehr als um »Kriegserfahrung«.⁸

Für die kommunizierten Kriegsdeutungen machten die Korrespondenten Gebrauch von den in ihrer sozialen Klasse und ihrem politischem Milieu rechtssozialdemokratischer Intellektueller eingeübten und akzeptablen Deutungsmustern, die mit dem, was ihnen im Krieg widerfuhr, in komplexer Weise verknüpft werden mussten. Denn diese Erlebnisse selbst passten nicht immer ohne Weiteres in den Rahmen der zur Verfügung stehenden Interpretationsmuster. Deshalb war für das Bildungsbürgertum die Lektüre von kriegsdeutender Literatur – Gedichte, Briefe, Essays und Romane – von großer Bedeutung, und die Kommunikation über diese Lektüren war ein wichtiger Teil der Aushandlungen in der Korrespondenz.

Weil das Erlebte von diesen Angeboten aber nicht vollständig aufgenommen und verarbeitet werden konnte, geht die Korrespondenz nicht in der reinen Anpassung an die öffentlichen Deutungsmuster des Krieges auf. Die Briefe enthalten deshalb auch die Wider-

5 Auch Kriegstagebücher wurden veröffentlicht und dienten der kollektiven Formierung – sowohl während als auch nach dem Kriege. Für den deutschen Sprachraum hat vor allem Ernst Jüngers *In Stahlgewittern* einen großen Einfluss auf Stil- und Sinnbildung ausgeübt. In der neusten Ausgabe hg. von Helmuth Kiesel, Stuttgart 2010.

6 Lily Braun, *Der Lebenssucher*, Leipzig 1915; dies., *Die Frauen und der Krieg*, Leipzig 1915.

7 Miriam Dobson, *Letters*, in: Miriam Dobson/Benjamin Ziemann (Hg.), *Reading primary Sources: the interpretation of texts from 19th and 20th century history*, New York 2009, S. 57–73.

8 Insofern ist der Brief als eine kommunikative Handlung autobiographischem Schreiben oder Erzählen ähnlich und erfordert deshalb ähnliche methodische Überlegungen bei seiner Interpretation.

sprüchlichkeit, die schwierige Sinnsuche und das Leiden am Krieg, Irrtümer, Konflikte und Mehrdeutigkeiten. Da sie im Krieg, zumindest für und mit Otto, fast die einzige Kommunikationsmöglichkeit zwischen ihm und seiner Familie darstellen, enthalten sie notwendigerweise Alles, was in der Situation kommuniziert werden muss, auch wenn es sich nicht zur Überlieferung eignet – alles, was Teil der verstörenden Wirklichkeit und der ambivalenten Beziehungen ist, in der sich die Korrespondenten befinden. Die Briefe enthalten darüber hinaus eine Fülle von Informationen über die materiellen, emotionalen und alltäglichen Aspekte des Krieges, denn die oben ins Zentrum gerückte Aushandlung von Deutungen und Beziehungen geschieht nicht nur explizit, sondern ist auch verwoben mit Klatsch und Tratsch, Erzählungen, Beschreibungen, Beobachtungen, Erkundigungen und ihrer Beantwortung, Informationen über Paketinhalte, Wetterbedingungen, Rechnungen und Reiserouten. Sie sind deshalb weit mehr als eine Quelle für dominante Deutungen und Diskurse des Krieges, sondern verweisen zugleich auf kriegsbedingte Praktiken, auf das komplexe Erleben im Krieg und seine Folgen für die Selbst- und Fremdwahrnehmung der Schreibenden, ihre Identitäts- und Beziehungsentwürfe.

Die Korrespondent/innen

Die Familie Braun, deren Korrespondenz die Grundlage meiner Untersuchung über *Eine Familie im Ersten Weltkrieg* bildet, war zu ihrer Zeit in Deutschland in gebildeten Kreisen des Kaiserreichs recht bekannt. Dies galt insbesondere für Lily Braun (geb. 1865), die Tochter des preußischen Generals von Kretschmann, die Mitte der 1890er Jahre mit ihrer Familie gebrochen und sich der Sozialdemokratie zugewandt hatte; dort war sie vor allem im Rahmen der sozialdemokratischen Frauenbewegung aktiv, bis sie sich als erfolgreiche Publizistin Anfang des 20. Jahrhunderts aus der Parteiarbeit zurückzog.⁹ In zweiter Ehe war sie mit dem rechtssozialdemokratischen Redakteur österreichisch-jüdischer Herkunft, Heinrich Braun (geb. 1854), verheiratet.¹⁰ 1897 kam der gemeinsame Sohn Otto Braun zur Welt. Das hochbegabte Kind erhielt – nach einigen Jahren an der Freien Schule Wickersdorf – in Berlin Privatunterricht mit den Kindern der Familien Lepsius und Kollwitz.¹¹ 1913 lernte Heinrich Braun die Studentin Julie Vogelstein (geb. 1883) kennen, die bald eine enge Freundin des Hauses wurde. Sie stammte aus einer wohlhabenden und gelehrten jüdischen Familie und heiratete Heinrich Braun nach dem Krieg.¹²

Im Sommer 1914 befand Lily Braun sich in Florenz, wo sie seit einigen Jahren jährlich mehrere Wochen verbrachte, um zu arbeiten und ihren italienischen Liebhaber, eine zufällige Reisebekanntschaft, zu treffen. Heinrich Braun war krank in Berlin, von der Ehekrise mit Lily schwer bedrückt, aber zugleich auf dem Wege, sich in Julie Vogelstein zu verlieben. Otto bereiste Süddeutschland, besuchte seinen früheren Lehrer Paul Geheeb, der jetzt die von ihm gegründete Odenwaldschule leitete und traf in Heidelberg Professoren, bei

9 Die erste Biographie Lily Brauns wurde von ihrer Freundin Julie Vogelstein verfasst: Lily Braun – ein Lebensbild, Leipzig 1922; die gründlichste biographische Untersuchung, die allerdings auf Lily Brauns Rolle im Ersten Weltkrieg nicht mehr eingeht, stammt von Alfred Meyer, *The Feminism and Socialism of Lily Braun*, Bloomington 1986.

10 Julie Vogelstein, *Ein Menschenleben. Heinrich Braun und sein Schicksal*, Tübingen 1932.

11 Julie Vogelstein, *Aus nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten*, Leipzig 1922.

12 Julie Vogelsteins Memoiren reflektieren noch im Titel ihre scheinbare Hintergrundposition und dienende Haltung gegenüber ihren Mitmenschen: *Was niemals stirbt: Gestalten und Erinnerungen*, Stuttgart 1966.

denen er nach seinem Abitur studieren wollte, unter anderem Friedrich Gundolf und Alfred Weber. Julie Vogelstein pendelte zwischen München, wo ihre Mutter und ein Bruder lebten, und Berlin hin und her. Sie entwickelte parallel mit Lily Braun eine enge Freundschaft und mit Heinrich Braun eine erotische Beziehung, die noch vor Kriegsausbruch in die entscheidende Phase kam, vor Lily Braun aber geheim gehalten wurde.

Wir haben es mit einem – durch die spezifischen Beziehungen der Korrespondent/innen ungewöhnlichen – Briefwechsel zu tun, der allerdings insofern »typisch« ist, als er einem Kreis entstammt, der im weitesten Sinne dem deutschen Bildungsbürgertum angehört, welches den Ersten Weltkrieg begeistert begrüßte und emotional wie ideologisch trug. Insbesondere Otto gehörte jener Generation bildungsbürgerlicher männlicher Jugend an, die das Gros der Freiwilligen ausmachte und sich durch eine erstaunliche Homogenität im Hinblick auf ihre kulturelle und ästhetische Orientierung und Stile auszeichnete – humanistische Bildung, die Lebensphilosophie Nietzsches und Stefan Georges Dichtung und Aura bildeten den mentalen Stoff, aus dem die pathetische Kriegsbejahung dieser Jungen gemacht war.¹³

Dennoch geht es im Briefwechsel um sehr persönliche Beziehungen in einem sehr besonderen Mikrokosmos. Die vorliegende Korrespondenz kann deshalb nicht den Krieg oder die Kriegsbegeisterung im Allgemeinen erklären – darüber existiert ohnehin eine unüberschaubare Masse an Literatur – sondern sie beleuchtet in der Tiefe den Schnittpunkt zwischen dem überwältigenden historischen Ereignis des Krieges und den Versuchen von Individuen, sich diesen Krieg anzueignen, im Krieg – und durch ihn – ihre engsten persönlichen Beziehungen zu gestalten. Die Briefe sind genau an dieser Schnittstelle entstanden, und deshalb können sie Einblick geben in die Mechanismen dieser Aneignung. Darum soll es in der folgenden Erprobung – an zwei Beispielen – gehen.

Der Freiwillige: Lily an Otto Braun 1914

Unmittelbar bei Kriegsausbruch entschloss Otto Braun sich, wie alle seine Freunde, als Freiwilliger in den Krieg zu ziehen.¹⁴ Seine Jugend schien ihm zuerst Hindernisse entgegen zu stellen, bis es Lily Braun gelang, ihm über General Mackensen¹⁵ eine Aufnahme in ein Regiment an der deutsch-polnisch-russischen Front zu sichern. Im September zog er als Fahnenjunker nach Graudenz zur Ausbildung, von wo aber bald deprimierte Briefe zu Hause eintrafen. Der »Dienst« war körperlich schwer, und das militärische Milieu mit seiner betonten, zotigen Casino-Männlichkeit und dem autoritären, oft verletzenden Umgangston führten zu so großen Nöten, dass Otto direkt darum bat, wenn er es nicht mehr aushalte, unter einem Vorwand von den Eltern zurückgefordert zu werden. Lily Braun machte sich sofort auf nach Graudenz, wo sie drei Tage mit Otto verbrachte. Schon auf der Rückfahrt schrieb sie ihm einen ersten Brief, in dem sie das Ergebnis ihres Besuches – dass er versuchen solle, durchzuhalten – zusammenfasste. Zurück in Berlin, formulierte sie:

13 Zu George und seinem Kreis Thomas Karlauf: Stefan George, Die Entdeckung des Charisma, München 2007.

14 Zur Kriegsbegeisterung, besonders in der bürgerlich-männlichen Jugend: Jeffrey Verhey, Der »Geist von 1914« und die Erfindung der Volksgemeinschaft, Hamburg 2000.

15 August von Mackensen (1849–1945) war während des preußisch-französischen Krieges 1870/71 u. a. Adjutant von Lily Brauns Vater gewesen. Zu Beginn des Ersten Weltkrieges war er Oberbefehlshaber der 9. bzw. der 11. Armee, die am mittleren Abschnitt der Ostfront stand und an den Offensiven gegen Polen und Galizien beteiligt war.

»Mein geliebtes Herzenskind!

Viel Schweres habe ich im Leben durchgemacht – ich beklage mich darum nicht. Aber jetzt beklage ich mich! War es schon entsetzlich, Dich fort zu geben, so hoffte ich wenigstens den Trost zu haben, daß die Erfüllung Deines Wunsches Dich selbst beglücken würde. Und nun muß ich Dich in dieser Seelenstimmung verlassen! Dich zurücklassen, ohne (unleserlich) helfen oder ändern zu können!

Ich kann Dir nur Eins immer wieder versichern: daß ich für Dich durch alle sieben Höllen gehen will, wenn es notwendig ist, um Dir zu helfen. Nur muß ich sicher sein, daß Du mir immer ganz aufrichtig nun Alles sagst. Rücksicht wäre in unserem Falle Grausamkeit.

Dann aber noch Eins: es ist wirklich meine Schuld – nein wirklich Schuld! Daß das Leben Dich bisher zu weich bettete. Und wir Beide, Du u. ich, müssen dafür büßen! Aber notwendig war es wohl, daß Du auch einmal eine eiserne Faust spürtest. Zeige jetzt, daß Du der bist, für den wir Dich alle halten u. für den Du Dich selber hieltest, und beiße die Zähne zusammen. Bekämpfe vor Allem dieses mir an Dir peinlich fremde Gefühl fast nervöser Ängstlichkeit. Das sollte ein Wort sein, daß es in Deinem Wörterbuch gar nicht gibt. Vor allem, da Du Dich unbedingt auf mich verlassen kannst. Ich setze, wenn es sein muß, Alles für Dich durch.

Bedingung: unbedingte Aufrichtigkeit. Und keinerlei Rücksichten, auch nicht etwas auf das, was die Welt, die Freunde etwas sagen könnten. »Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten.«

In zärtlichster Liebe küßt und umarmt Dich
Deine Mutsch«

Unvermittelt beginnt der Brief mit Lily Brauns eigenem Leid – was sie in ihrem Leben zu ertragen hatte, ohne sich zu beklagen: den Bruch mit den Eltern wegen ihrer Mitgliedschaft in der feministischen Bewegung und der sozialdemokratischen Partei, die in der SPD erlebten Anfeindungen und die ständigen Geldsorgen werden nun verschärft durch das, was sie durch den Sohn und seinen Kummer nun zusätzlich erleiden muss. Dieses aktuelle und sie überwältigende Leid wird als ein doppeltes beschrieben: den Sohn – gegen ihren Mutterinstinkt – fortgeben zu müssen und ihn nun leiden zu sehen an dem Wunsch, den sie ihm erfüllt hat. Schon dieser dreifache Bezug auf eigenes Leid fällt – angesichts des Schreib Anlass: der Not des Sohnes – auf, umso mehr, als sie dessen Kummer zunächst ausschließlich unter dem Gesichtspunkt ihres eigenen Leidens thematisiert, seines also für sich selbst anektiert. Vor dem Hintergrund ihrer aktiven Bemühungen um den Erfolg der Freiwilligenmeldung Ottos erstaunt auch ihre Deutung, sie habe ihn fortgeben müssen. Allerdings trifft dies in zweierlei Hinsicht wohl tatsächlich zu: nämlich einerseits als Drängen des Sohnes, dessen übermächtiger Wunsch schwer zu verweigern war;¹⁶ andererseits

16 Die familiären Kämpfe etwa in der Familie Kollwitz, (vgl. Regina Schulte, Käthe Kollwitz' Opfer, in: Christisan Jansen/Lutz Niethammer/Bernd Weisbrod (Hg.), Von der Aufgabe der Freiheit. Gesellschaft und Politik im 19. und 20. Jahrhundert, Berlin 1995, S. 647–672) aber auch bei dem Freund Stefan Lepsius verweisen auf solche sozialen Zwänge; (vgl. Brief Otto Brauns an seinen ehemaligen Lehrer Herrmann Schmalenbach vom 13. 8. 194, in dem er schreibt: »Stefan hat eine Woche lang geweint und geschrien, weil sein Vater unverständlicherweise ihm nicht erlauben wollte, freiwillig zu gehen, endlich liess er's zu und Stef ist ... fünf Minuten später im Zuge nach Naumburg gessen. Sein Koffer war ständig gepackt.« Nachlass Schmalenbach, Universitätsbibliothek Basel, Aa 50, 60).

auch als von ihr selbst gefühlte Notwendigkeit, als eigener Wunsch, von dessen Erfüllung für sie selbst nicht weniger abzuhängen schien als für den Sohn, vertrat sie doch die Sache des Krieges öffentlich mit großer Begeisterung.

Zunächst endet der erste Absatz mit der entmutigenden Feststellung, sie könne weder helfen noch etwas an seiner Situation ändern. Deshalb erstaunt, dass sie unmittelbar anschließt mit dem Versprechen, für den Sohn durch »alle sieben Höllen« gehen zu wollen, um ihm zu helfen, »wenn es notwendig ist«. Hier bleibt ganz offen, welcher Tatbestand eine solche Notwendigkeit unabweisbar machen würde, und ebenso, woraus die Hilfe bestehen würde. Otto hatte in seinem letzten Brief geschrieben, dass er es vielleicht nicht mehr »aushalten« könne. Daraus würde sich für ihn in der Tat die Notwendigkeit ergeben, den »Dienst« zu verlassen. Die Hilfe hingegen bleibt vage: sie könnte sich darauf beziehen, den Sohn nach Hause zu holen; ihm den Dienst durch Interventionen an höherer Stelle zu erleichtern; oder aber seine Einstellung so zu ändern, dass er den »Dienst« aushielt und bejahte. Das Hilfsangebot ist verbunden mit der Aufforderung an den Sohn, völlig ehrlich und schonungslos seine Situation offen zu legen: also doch wohl, sie nicht im Unklaren zu lassen über sein Leiden, damit sie ihm entsprechend helfen kann. Da sie aber genau diese Offenheit, nämlich das Wissen um Ottos »Seelenzustand« zu Beginn des Briefes als Ursache ihres eigenen Leidens beschrieben hat, bleibt dem Sohn nur die Wahl zwischen der »Grausamkeit« des Verschweigens und derjenigen, die Mutter durch sein eigenes Leiden zum Mit-Leiden zu zwingen.

Im nächsten Schritt beschuldigt sich Lily Braun – wiederholt, so, als habe ihr jemand widersprochen – für das Leben verantwortlich zu sein, dass den Sohn »zu weich bettete«, mit dem Ergebnis, dass er selbst »zu weich« geworden ist. Unter den Bedingungen des Krieges muss er nun dafür büßen, d. h. sein Leiden ist die Folge ihres Fehlverhaltens, allerdings büßt auch sie selbst durch ihr Mitleiden, wodurch ihre »Schuld« an ihm wie aufgehoben scheint. Auch hat sie eine neue Einsicht gewonnen: die »eiserne Faust« des Krieges hat die durch sie verschuldete Weichheit korrigiert, eine Notwendigkeit, bei der er quasi aus der mütterlichen Sorge in die männliche Autorität und Disziplin entlassen wird, die aber nicht der – im Brief völlig abwesende Vater – sondern der Krieg selbst repräsentiert.¹⁷ Nun muss Otto sich dessen Forderungen stellen und sich dabei auch seinen Eltern gegenüber in einer neuen Rolle zeigen, als der, »für den wir Dich alle halten und für den Du Dich auch selber hieltest«. Das präsentische »halten« verweist auf die gegenwärtige, fast zeitlose Forderung eines unbestimmten »wir«, das wenigstens die Eltern, auch den Freundeskreis, vielleicht aber auch die ganze Nation umschreibt; das »hieltest« aber enthält die Warnung, dass er selbst diesen Anspruch, dieses Ich-Ideal aufgegeben hat und nun zurückgewinnen muss. Aber worin besteht dieses biographische Ziel eigentlich? Anscheinend in einer Haltung zäher Männlichkeit, in der Fähigkeit des Aushaltens, wie im Bild der zusammengebissenen Zähne deutlich wird. Dass er diesem Ideal so fern ist, das eben auch das Ihre ist, spricht die Mutter aus, wenn sie ihn wissen lässt, was sie »vor Allem« stört, ja, abstößt: das ihr an ihm »peinlich fremde Gefühl fast nervöser Ängstlichkeit«. Nervöse Ängstlichkeit: Der Krieg soll ja eigentlich das »nervöse Zeitalter«¹⁸ beenden, das wurde erwartet, deshalb wurde er begrüßt. Wie sehr auch von Lily Braun, wird der Kriegsroman beweisen, den sie im Früh-

17 »Der Krieg als Erzieher« war der Titel ihres aktuellen Vortrags, mit dem sie Deutschland bereiste. S. a. Anton Otto Klausmann, *Der Krieg als Erzieher*, Berlin 1916.

18 Joachim Radkau, *Das Zeitalter der Nervosität, Deutschland zwischen Bismarck und Hitler*, Darmstadt 1998.

jahr 1915 veröffentlicht: dessen Held findet erst im Krieg die Ruhe, die er in der hektisch-aufreizenden Kultur der Hauptstadt mit ihren leeren Versprechungen verloren hat.¹⁹ Ängstlichkeit widerspricht ganz und gar der im Krieg geforderten Haltung nach Tapferkeit, nach Ruhe, nach Kälte. Nervosität und Ängstlichkeit sind weibisch, Otto aber soll männlich werden. »Nervöse Ängstlichkeit« soll er nicht nur nicht zeigen, er soll sie auch nicht kennen: in seinem mentalen Wörterbuch darf es dazu keinen Eintrag geben. In diesem Kontext bringt sie sich wieder selbst ins Spiel, als eine mächtige Person, unter deren Schutz er steht, der er völlig vertrauen kann. Es folgt ein weitgehendes Versprechen: Alles für ihn durchzusetzen. Aber was ist: Alles? Die indirekte Antwort lautet: was notwendig ist, aber er ist es ja, der es notwendig machen würde: durch seine Unfähigkeit, auszuhalten. Damit schließt sich der argumentative Kreis wieder.

Anschließend wird – in einem dritten Anlauf – die »Bedingung« noch einmal wiederholt, die Beziehungsfalle also noch einmal evoziert. Und dann, scheinbar nebenbei, wird das letzte, das stärkste Argument vorgetragen – in der Form seiner Negierung: »das, was die Freunde, die Welt« sagen könnten. Zunächst hatte Lily Braun dazu ein »etwas« angedeutet: was die Freunde und die Welt, vermutlich Abfälliges, also Schreckliches dazu sagen könnten. Und in der Tat: aufmerksam beobachtete die Welt, in der man lebte, und aus der man Anerkennung erhoffte, die Haltung und die Handlungen der jungen Freiwilligen und ihrer Eltern. Würden sie sich melden, würden sie genommen, und wo? Hielten sie durch? Kamen sie ins Feld und wann erhielten die Ersten die Feuertaufe? Fanden sie bei den Eltern Unterstützung, waren diese ängstlich oder stolz? All das werden auch Otto und Lily Braun später beobachten und beurteilen; und beide wissen, dass sie entsprechend beobachtet und beurteilt werden. Durch die Streichung des End-S dieses »etwas« wird ein »etwa« daraus, eine Möglichkeit, eine Drohung, der Otto zwar nicht nachgeben soll, wenn er über das »Notwendige« entscheidet, das seine Mutter ihm aber doch deutlich vor Augen stellen will. Und endlich das Zitat aus Goethes *Feiger Gedanken*²⁰: nicht nur eine aktuelle Aufforderung, den Gewalten zu trotzen, die jetzt auf ihn einstürmen, sondern auch ein Selbstzitat: Denn das ganze Gedicht hatte Lily Braun ihrem Sohn mit auf den Weg gegeben, als Vermächtnis für seine Bewährungszeit im Krieg. Das Zitat ist also eine Erinnerung an ihren Auftrag an ihn.

Der Brief endet wie er begann: gerahmt von den Zärtlichkeiten, die eine Mutter ihrem Kinde gegenüber äußert: Das »geliebte Herzenskind« wird von der »Mutsch« in »zärtlichster Liebe geküsst und umarmt«. Am Ende geht es also wieder um das Kind, das sich Herzen lässt, dass eine sorgende, liebende Mutter hat, dass Zärtlichkeiten und Küsse empfangen darf, ohne sich zu schämen.

Zwischen Otto und der Mutter gingen in den folgenden Tagen noch mehrere Briefe hin und her, in denen Lily Braun ihrer Entscheidung, für Otto sei es das Beste, zu bleiben, in immer bestimmterem Ton Ausdruck verlieh, während Otto, der sich ebenfalls entschlossen und tapfer gab, die Möglichkeit dennoch nicht ausschließen mochte, dass er es nicht aushielte. Schließlich musste Otto einsehen, dass er sich gegen die Mutter nicht durchsetzen

19 Lily Braun, *Der Lebenssucher*, Leipzig 1915. Darin verfällt der Held einer eleganten Kokotte, Berolina (!), von der er sich erst durch den Kriegeausbruch und die dadurch bewirkte innere Wandlung befreien kann.

20 *Feiger Gedanken/Bängliches Schwanken, Weibisches Zagen, Ängstliches Klagen Wendet kein Elend, /Macht dich nicht frei. Allen Gewalten/Zum Trutz sich erhalten, Nimmer sich beugen, /Kräftig sich zeigen, Rufet die Arme/Der Götter herbei!*

und vom Vater keine Hilfe erwarten konnte. Er blieb, er hielt aus, und er wurde ein erfolgreicher junger Offizier.

Rache und Opfer. Otto an Heinrich Braun 1917

Im Dezember 1914 zog Otto mit seinem Regiment an die Front, hielt sich eine Weile – nach seinem Geschmack viel zu lange – in der Etappe auf und wurde im Sommer 1915 erstmals in Kämpfe verwickelt. Sein Regiment stieß dabei auf dem mittleren Abschnitt der Ostfront zügig vor.²¹ Im Frühjahr 1916 wurden die Kämpfe heftiger, die Verluste im Regiment höher, Ottos bester Freund fiel im Juli. Im August 1916 erreichte Otto die Nachricht vom Schlaganfall seiner Mutter, er brach überstürzt nach Berlin auf, doch Lily Braun war inzwischen verstorben. Wahrscheinlich aus einem an ihn gerichteten »Testamentsbrief«, erfuhr Otto von der italienischen Affäre seiner Mutter, las daraufhin ihr Tagebuch und war vernichtet von dem Wissen um jenen Liebhaber, den er als 13-jähriger einmal kurz kennen gelernt hatte. Innerhalb weniger Tage fand eine völlige Umdeutung der Mutter statt: auch Heinrich Braun und Julie Vogelstein beteiligten sich daran. Ihr Tagebuch wurde vernichtet, ebenso das in Arbeit befindliche Buchmanuskript, das in Form eines Briefromans von der Beziehung einer deutschen Frau zu ihrem italienischen Geliebten im Ersten Weltkrieg handelte. Im November 1916 wurde Otto verwundet und kam zur Rekonvaleszenz nach Berlin, wo er das ganze Jahr 1917 verbrachte. Von hier beantwortete er einen Brief des Vaters, der sich, wie so oft schon, in Lahmann's Sanatorium in Dresden zur Behandlung befand, einen Brief, in dem Heinrich Braun wiederholt der Trauer um den Verlust seiner Frau in verzweifelten Worten Ausdruck verliehen hatte.

Zehlendorf, 10.6.1917

Mein lieber Pa!

Ich hoffe sehr, dass Du Dich von dem unangenehmen Anfall von heut Nacht wieder erholt hast und dass Deine Kur nun rüstig voranschreitet. Derlei Krisen werden ja wohl gerade auf dem Wege zur Genesung immer auftreten.

Heut Nachmittag kommen Schelers, die nun also auf meine Anregung hin in die Schweiz gehen werden. Auf die Frage Deines vorigen Briefes muss ich noch einmal eingehen; denn ich habe genau das entgegengesetzte Empfinden hierin wie Du. Ja, je mehr je länger ich mir Mamachens Tod überlege, desto mehr empfinde ich ihn als eine ungeheure, ja wahrhaft überirdische Gnade, die uns allen, ihr aber nicht zum wenigsten, erwiesen worden ist. Was sonst geworden wäre, ist kaum auszudenken. Sobald ich wissend geworden und dann, nach der Notwendigkeit des Geschehens mich von ihr gänzlich getrennt hätte, da wäre wohl weder sie in Florenz glücklich geworden, noch hätten wir frohe Stunden miteinander verleben können. Niemand hätte es ertragen. Die hämischen Augen der Welt, die nach dem Bekenntnis des jetzt unvollendeten Romans auf Mamachen geblickt hätten, wären auch nicht dazu angetan gewesen, ihr das Leben lebenswerter zu machen. Eine ununterbrochene Kette gegenseitiger und eigener Quälerei, damit nicht genug, ich wäre nicht so geschwächt worden dadurch, dass nicht die

21 Zum Vormarsch der Gruppe Scheffer-Boyadel (84. Div.) der 9. Armee, die den Nordflügel beim Vormarsch bildete, vgl. Der Weltkrieg 1914–1918: die militärischen Operationen zu Lande, Bd. 8: Die Operationen des Jahres 1915, Bearbeitung: Reichsarchiv, Berlin 1932, für September die Skizze 28, und die Seiten 555 ff.

*aus dem innersten meines Blutes stammenden Gedanken von Sühne und Vergeltung und blutiger Rache vulkanisch emporgedrungen wären und alles zerstört hätten. Nicht den geringsten tröstenden oder versöhnenden Gedanken gibt mir das, was aus Mamas Leben geworden wäre. Nur ~~Zerstö~~ Vernichtung sehe ich, da aber offenbar Vernichtung nicht die Absicht der Götter war blieb aus der Unentwirrbarkeit dieser in einander ... verschlungenen Schicksale kein anderer Ausweg, als derjenige, der sich ganz notwendig, wie in einem griechischen Trauerspiel, darbot, der Tod des einen, wodurch sie alle, auch dieser, der nun gewissermassen versöhnt starb, vor der Vernichtung bewahrt blieben. Warum aber sie sterben musste, und nur sie, das fühle ich wohl und auch Du, wenn Du den Gedanken des antikanischen Schicksals, als dem tiefsten, den Menschen ersonnen, vor Deiner Seele (?) vorbeistreichen lässt, siehst es, ich wage nicht davon zu sprechen. Ich will überhaupt nun schließen, Du verstehst mich ganz und es hat immer, wie ich meine, etwas Unehrebliches und ein wenig Hybrides, diese Dinge in den Mund zu nehmen. Wir aber sollten, denke ich, dankbar ... an dieses wahrhaft göttliche, so vollkommen in sich gerundete Leben gleichsam fromm zurück denken, so vermag es uns in der Erinnerung auch noch schöne, ja sogar freudige Stunden zu schenken, mehr jedenfalls, als wenn es, ob leidhaft freilich existierend, in Wahrheit aber zerrissen, zerstört und ins Niedere hinabgezogen wäre. ferne von uns weitergewirkt hätte. Ich hoffe sehr, dass ich nächsten Sonntag kommen kann. Frau Paesler hat heute wieder angerufen, sie will mich unbedingt sehen. Ein Brief von ihr an Dich, den Du versehentlich an mich geschickt hast, und den ich in ... meiner Vergesslichkeit öffnete, liegt bei zur Beantwortung. Ich schreibe ihr, dass vorläufig an Urlaub nicht zu denken wäre. Wahrscheinlich kommt sie Ende Juni her. Alles Gute weiterhin!
Tausend Zärtlichkeiten
Dein Otto*

53

Der Einstieg verweist nicht nur auf den aktuellen Gesundheitszustand des Vaters, sondern er stellt auch ein Ritual dar, dass die vier Korrespondenten regelmäßig miteinander ausführten. Insbesondere Heinrich Braun war, selbst immer kränklich und einer lebensreformerischen Lebensweise verpflichtet, besessen von allen Fragen körperlicher Befindlichkeit. Dazu gehörte, sich um die anderen Sorgen zu machen, sie aber zu beruhigen, umgekehrt über die eigenen Malaisen zu informieren, dabei aber demonstrativ nicht zu klagen. Otto war in dieses Ritual seit langem eingeübt, er führte es als vertraute Kommunikationsformel auch hier aus, damit betonte er schon in der Eingangsfloskel seinen Anspruch, gleichberechtigter, wenn nicht sogar überlegener Erwachsener zu sein.

Im Jahre 1917 lebte Otto mit Julie Vogelstein und zwei Dienstmädchen in der Braun'schen Villa in Kleinmachnow. Dort ging das Leben weiter, wie es immer geführt, aber im Krieg noch intensiviert wurde: mit Gästen aus der »Deutschen Gesellschaft von 1914«²², rechtssozialdemokratische, liberale und konservative Intellektuelle und Publizisten, mit denen vor allem Heinrich Braun engen Umgang pflegte. Seit Otto in Berlin war, hatte der Vater ihn eingeführt in diese Kreise. Der noch 19-jährige bewegte sich in ihnen scheinbar wie

22 Bernd Sösemann, Politische Kommunikation im Reichsbelagerungszustand: Die »Deutsche Gesellschaft von 1914«, in: Manfred Bobrowsky/Wolfgang R. Langenbucher (Hg.), Wege zur Kommunikationsgeschichte, München 1987, S. 630–649.

jeder Erwachsene dort: bekräftigt gegenüber dem Vater durch den Besuch der »Schelers«, die auf seine, Ottos Anregung in die Schweiz gehen würden.²³ Nachdem er sich im Brief also noch einmal als Erwachsener in Stellung gebracht hat, kommt er unvermittelt auf sein wichtigstes Anliegen zu sprechen: Den Brief mit der Klage und Trauer des Vaters um den Tod Lily Brauns. Dagegen baut er eine ganz andere Deutungskonstruktion auf: in ihr wird der Tod der Mutter als eine »Gnade«, ein großes Glück gefeiert, Erlösung aus einer ausweglosen Situation: der Krieg hatte die mütterliche Affäre mit dem Italiener aus äusseren Zwängen unterbrochen, nach Kriegsende jedoch hätte die Mutter sich entscheiden müssen, und sie hätte sich für den fernen, den von ihr »idealisierten«²⁴ Mann entschieden, während Otto, aus dem Krieg zurückgekehrt, die Wahrheit erfahren hätte. Die »Notwendigkeit des Geschehens« hätte zur Trennung geführt und zum Unglück Aller. Schließlich hätte ihre Affäre einen öffentlichen Skandal verursacht, der die Drei schutzlos den »hämischen Augen der Welt« ausgesetzt hätte. All das ist unausweichlich, aber: »Damit nicht genug«. Denn nun schließt sich eine andere Phantasie Ottos an, und sie gründet auf dem Selbstbild des heimkehrenden Kriegers, der Rache nimmt an der Mutter und ihrem Liebhaber. Was genau die »aus dem Innersten meines Blutes ... vulkanisch empordringenden ... Gedanken« beinhalteten, was »alles zerstört« würde, bzw. wer: das bleibt offen. Das »Blut« verweist jedenfalls auf seine Abstammung, die ihm in der Linie der Mutter über Jerome Napoleon etwas Korsisches, also Wildes und Leidenschaftliches mitgegeben habe, worauf Lily Braun selbst immer wieder stolz verwiesen hatte.²⁵ Damit verknüpft ist aber eben auch der Verweis auf eine mögliche, blutige Tat. In dieser drohenden, mörderischen Zukunft sieht er nur vage und dunkle Bilder von »Vernichtung«. Hell und klar dagegen ist die »Absicht der Götter« die durch den plötzlichen Tod der Mutter all das abgewendet haben, genau »wie in einem griechischen Trauerspiel«. Was ihm und seinen Eltern widerfuhr, das erscheint hier als eine mit wunderbarem Sinn geplante Geschichte, in der allerdings die Mutter und deren, »dieser Tod« den zu zahlenden Preis darstellt. Ob nun der Wechsel in die männliche Form ein bewusst gestaltendes Mittel ist oder Otto einfach den grammatischen Überblick verliert: die Mutter wird zum (männlichen) tragischen Helden, der sterben muss, damit ein anderer, nämlich er selbst, leben kann. Das muss und darf er nur andeuten, denn einerseits ist das ein mit dem Vater oft besprochener Topos, dass er, Otto, vom Schicksal zu Höherem bestimmt, überleben muss und wird; andererseits aber verknüpft er sein Überleben nun an den Tod der Mutter, wodurch dieser als ein Opfer erscheint, dass für ihn gebracht wurde. Diese Vorstellung hatte Otto schon im Sommer 1916 entwickelt, als er auf dem Weg nach Berlin zu der noch bewusstlos lebenden Mutter »den Göttern« sich selbst zum Opfer für die Mutter angeboten hatte.²⁶ Nun hatten sie anders entschieden. Der schicksalhafte Eingriff

23 Der Philosoph und Soziologe Max Scheler (1874–1928) hatte mit *Der Genius des Krieges und der Deutsche Krieg*, Leipzig 1915, eine der bedeutendsten Abhandlungen zur Bejahung des Krieges und seinem weltgeschichtlichen Sinn verfasst.

24 So Otto ihn in seinem Tagebuch vom 12.8.16, vier Tage nach Lily Brauns Tod. Über den Liebhaber ist außer seinem Namen: Tancredi di Stefano, nichts bekannt.

25 Lily Brauns Großmutter war ein uneheliches Kind Jerome Napoleons. Lily Braun setzte ihr ein literarisches Denkmal: *Lily Braun, Im Schatten der Titanen – ein Erinnerungsbuch an Jenny von Gustedt*, Berlin 1909.

26 In einem auf die Rückseite des Telegramms, das ihn nach Hause holte, gekritzelt, nur teilweise leserlichen Gedichts »Ihr Götter gebt ein Wunder, nur dies Eine/Brüll ich zu Euch aus derart tiefem Schlund/Des Unheils wie noch lasset (?) Ihr sie leben!/Ich will Euch Opfer über Opfer schlachten/Blutigierig will ich Euch Entzückung bringen/Als letztes Opfer selbst mich

zugunsten Ottos wird zum Geheimnis zwischen Vater und Sohn, die sich hierin »ganz« verstehen. Dieses Einverständnis soll zugleich eine Grundlage dafür sein, dass auch der Vater den Tod der Mutter als einen guten göttlichen Akt annimmt. Noch einmal evoziert Otto die Alternative einer zerrissenen, zerstörten und verkommenen Existenz für die Tote und ihre Familie.

Ottos Brief verweist darauf, dass Korrespondenz im Krieg nicht nur vom Krieg selbst handelt, dass Alltagsroutinen ebenso wie familiäre Konflikte und persönliche Dramen weiter Gegenstand von Erfahrung und Austausch bleiben. Zugleich zeigt der Brief, wie der Tod der Mutter und die Entdeckung ihrer Affäre durch den Sohn vom Krieg nicht unabhängig gedacht und gedeutet werden können: ihre Affäre konnte unter den Bedingungen des Krieges nicht mehr ausgelebt werden, und die Belastungen des Krieges haben sich auf die Gesundheit der Mutter ausgewirkt. Zugleich aber ist mit dem Sohn durch den Krieg ein rächender Krieger herangewachsen, ein Orest, der sich das Recht auf persönliche Rache nimmt. Schließlich wird der Tod der Mutter als Opfer gedeutet, das »die Götter« eingefordert haben, damit er, der Sohn, den Krieg überlebt.

In der Rahmung kommt der geteilte Alltag, das partnerschaftliche Zusammenleben von Vater und Sohn wieder ins Spiel. Die Mutter eines Offizierskameraden hat ihren Besuch angekündigt, den er abwimmeln will; ihren Brief an den Vater hat er geöffnet und bittet um Beantwortung; er wird ihn besuchen. Alles ist gut, man lebt zusammen wie zuvor, sorgt sich umeinander, plant gemeinsam. Er will wohl auch sagen: Die Mutter, die Ehefrau wird nicht mehr gebraucht.

Im Archiv des Leo-Baeck-Instituts findet sich dieser Brief in einem Umschlag, auf den die Sammlerin, Julie Vogelstein, geschrieben hat: »Orest-Brief«²⁷ Sie hat ihn damit bezeichnet und herausgehoben als einen besonderen Brief, obwohl sie wohl kaum plante, ihn zu veröffentlichen; und sie hat damit Ottos Inszenierung des inneren und mit dem Vater ausgetragenen Konflikts um die Mutter und ihren Tod als griechische Tragödie bestätigt.²⁸

Schlussfolgerungen

Die beiden Beispiele sollen zeigen, in welchem Maße und in welcher Weise die Briefe der Familie Braun im Ersten Weltkrieg einen Zugang zur äußeren und inneren Welt der Protagonist/innen erlauben. Obwohl es sich hier um einen ungewöhnlich dichten Einzelbestand handelt, lassen sich am Ende auch allgemeinere Aussagen über das Genre von privaten Korrespondenzen für eine Alltags-, Erfahrungs- und Mentalitätsgeschichte machen. Das Potential von Briefen: hier einer Familienkorrespondenz, möchte ich abschließend auf fünf Ebenen benennen.

xxxxxx/Doch dieses eine wollet Ihr entreißen/Dem grässlich kreischenden, dem Todesxx/Aus meiner Pein habt Ihr mich oft gexxx/XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX/Ihr Götter gebt ein Wunder, Ihr vermöget/Verzweiflung ballt sich wie ein Alp auf mir/Und wenn Ihr heut, Entsetzliche, mich tröget,/dann ging ich ganz, xx ich xx bin, mit ihr.« (7.8.16)

27 Im Zweiten Teil der Trilogie von Aischylos ermordet Orestes, der Sohn des Agamemnon, seine Mutter Klytaimnestra und ihren Liebhaber Aigystos, um seinen Vater zu rächen, den diese umgebracht haben.

28 In ihrer Edition von Ottos Nachlass dienen alle Texte der Stilisierung des jung gefallenen Kriegers als »Frühvollendetem«, ganz im Sinne der kollektiven Trauer um die im Krieg geopfert Jugend, die beim Aufbau Nachkriegsdeutschlands nun schmerzlich fehlt. Julie Vogelstein, Otto Braun. Schriften eines Frühvollendetem, Leipzig 1920.

Zunächst geht es um die Ebene des Alltags: Die Briefe, die im Krieg, aber nicht nur im Krieg bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts die einzige Kommunikationsmöglichkeit zwischen räumlich getrennten Familienmitgliedern darstellten, enthalten eine Fülle von alltagsgeschichtlichen Details, die es erlauben, die äußeren Lebensumstände, besondere Ereignisse, tägliche Routinen bzw. ihre Störung, und kriegsbezogene Praktiken zu rekonstruieren, und zwar verbunden mit der Bedeutung, die sie für den jeweiligen Korrespondenten haben. Die Briefe sind also eine Quelle für unmittelbare, zeitnahe und schon subjektiv gedeutete Alltagsgeschichte. Je nach Dichte der Überlieferung lässt sich so zeigen, wie der Krieg in die Lebenswelt und die Lebensführung von Menschen eingriff und auf welche Weise und mit welchen Gefühlen sie sich darauf einstellten.

Weil Briefe immer eine Beziehung abbilden, sind sie die wichtigste Quelle für die Rekonstruktion der Beziehungsgeflechte, in denen Menschen agierten. Auf einer Ebene informieren sie über die äußere Seite dieser Beziehungen: über die jeweiligen direkten Schreiber und Adressaten hinaus ermöglichen sie die Rekonstruktion von Familienverhältnissen, Freundeskreisen, beruflichen oder politischen Netzwerken, Umfang und Formen der Geselligkeit sowie die sozial abgestuften Positionen innerhalb der sozialen Kreise, in denen sich die Schreiber bewegen. Wie auch auf der alltagsgeschichtlichen Ebene sind solche Informationen immer verknüpft mit der Bedeutung, die der Schreiber den im Brief realisierten oder im Brief erwähnten Kontakten zuweist – also auch der Position, die er selbst in diesen Kreisen einnimmt bzw. einnehmen möchte. Die hier vorliegende Kriegskorrespondenz enthält darüber hinaus eine Fülle von Informationen über Unterbrechungen und Fortbestand der Vorkriegsgeselligkeit; ebenso wie Erkenntnisse über die Entstehung und Aktivität im Hinblick auf aus dem Krieg selbst entstandene neue Formen von Vergesellschaftung.

Insbesondere aber erweisen sich Briefe als unverzichtbare Quellen für die Rekonstruktion der in den Beziehungen ausagierten Gefühle von Liebe und Hass, Freundschaft und Konkurrenz, wechselseitiger Unterstützung und Enttäuschung. Unter den Bedingungen des Krieges waren solche Gefühle besonders intensiv, ja übersteigert; täglich ging es um Leben oder Tod, jeder Brief konnte Euphorie oder Panik auslösen. Umso mehr drängten die Schreiber danach, ihre Gefühle auszudrücken, sich unter den Bedingungen des Krieges neu zu erklären und den anderen neu zu verstehen. Neue Erwartungen, Angebote und Befürchtungen wurden geäußert, der Krieg eröffnete Möglichkeiten, die persönlichsten Beziehungen noch einmal auszuhandeln. Er mobilisierte auch Kräfte, unter deren Wirken sich die Machtverhältnisse in einer persönlichen Konstellation wie Familie und Freundeskreis zum Teil unerwartet anders gestalteten: so zeigte sich im Fall der vorliegenden Korrespondenz, dass Lily Braun im Krieg eine »männliche« Rolle einnahm und die wichtigste familiäre Autorität für den Sohn im Krieg wurde; andererseits übernahm dieser im Verlaufe des Krieges eine Erwachsenenposition auch gegenüber dem Vater und kehrte diesem gegenüber vor allem auch seine Überlegenheit an militärischer und allgemeiner Lebenserfahrung hervor. Er wurde zum Ratgeber des Vaters, der sich dies zumindest äußerlich gefallen ließ.

Eine zentrale Bedeutung haben die Briefe ebenfalls für das Verständnis dafür, wie Deutungen des Krieges und kriegerische Sinnbildung entstehen. Hierbei geht es nicht nur um die individuelle Aneignung öffentlicher Interpretations- und Sinnangebote, sondern diese Aneignung geschieht im Gespräch, im Austausch mit Anderen, auf deren Anerkennung und Unterstützung man sich angewiesen weiß. Bestimmte Deutungen werden abgewogen, ausgehandelt oder gegen Einzelne durchgesetzt: sie werden nicht nur sozial konstruiert und ausprobiert, sondern sie sind auch das Material, über das Gemeinsamkeiten, Zugehörigkeiten, das »Wissen« darum geschaffen werden, dass man in dem überwältigenden Schrecken des Krieges nicht allein dasteht, sondern eingebettet ist nicht nur in die imaginierte

nationale Gemeinschaft, sondern auch aufgehoben ist in einer liebenden Familie. An dieser gemeinsamen Herstellung von Sinn haben alle Korrespondenten ihren Anteil. Im Austausch von Erfahrungen und Lektüren entstehen Nachfragen und Angebote, Widersprüche und Übereinstimmungen. Zu diesem Austausch gehört auch, dass der Krieg die Einzelnen verändert und dass sie ihre neue, ihre kriegerische Identität vor den Anderen darstellen wollen. Insbesondere macht der Krieg Otto »zum Mann«, ganz im Sinne seiner Mutter. Doch kehrt sich diese Männlichkeit am Ende gegen sie in der Phantasie des Sohnes über die Rache, die er nach dem Krieg hätte nehmen müssen, wenn die Mutter ihn überlebt hätte.

In den vorliegenden Briefen kommt der sprachlichen Gestaltung der Erlebnisse und Gefühle eine große Bedeutung zu. Die Korrespondenten erwarten voneinander, dass sie die Tiefe und Reife ihrer Erfahrung in Worten ausdrücken können, die der »Größe der Zeit« angemessen sind. Insofern halten sich die Briefe im Krieg an eingeführte Genres, Formulierungen und Bilder, an die Sprache des gebildeten Bürgertums, an Textsorten, die des Erhabenen der Kriegserfahrung würdig sind: Gedichte, Naturbeschreibungen, scheinbar schonungslose Darstellungen des Leidens. Die literarischen Vorbilder dienen aber auch dazu, das Erfahrene der Ebene banaler Realität zu entheben und es als etwas Zeitloses, Überhistorisches, ja Göttliches zu gestalten. Deshalb erscheint die griechische Tragödie als das wahre literarische Modell, an dem der Krieg – und der Krieger – sich messen können muss.